

golds Filmen und Opern zu einer bis herab zu einer Gleichstellung zersungenen Mitteilung über seine kompositorische Schaffensweise. Die Mitteilung aber war wohl höchstens dazu bestimmt, im übertragenen Sinn verstanden zu werden, nicht nur angesichts der fundamentalen Unterschiede zwischen Film und Oper im Allgemeinen (wobei der textliche Unterschied nur einer von vielen ist), sondern auch, weil die äußerste Konsequenz der Analogie, Korngolds Filme als „Opern ohne Gesang“ zu betrachten, umgekehrt zu der bizarren Auffassung führen müsste, die fünf Opern Korngolds seien „Filme ohne Photographie“. Daher dürfte eine kritische Distanz gegenüber der Redeweise von der „Oper ohne Gesang“ indirekt auch der Werkgruppe, auf die sie terminologisch verweist, seinen Opern mit Gesang, zugute kommen.

(Deutsche Übersetzung: Ekkehard Mann)

## Erich Schenk – ein österreichischer Musikwissenschaftler in Salzburg, Rostock und Wien. Musikgeschichtsschreibung zwischen großdeutscher und kleinösterreichischer Staatsidee \*

von Matthias Pape, Karlsruhe

Die mehrfachen Brüche in der deutschen und österreichischen Geschichte unseres Jahrhunderts spiegeln sich in auffälliger Weise in der Biographie und den Schriften Erich Schenks. Um seine Einstellung zu den Kernpunkten der nationalsozialistischen Ideologie, dann auch zum gewandelten Staats- und Nationsverständnis der zweiten österreichischen Republik einsichtig zu machen, soll zunächst Schenks politisch-nationale und akademische Sozialisation dargestellt (Kap. I, II) und anschließend nach den Komponenten seines Welt- und Geschichtsbildes gefragt werden, die seine Musikgeschichtsschreibung beeinflusst haben (Kap. III, IV).

### *I. Prägende Einflüsse in Salzburg und München*

Erich Schenk (1902–1974) stammte aus dem Salzburger Bildungsbürgertum und wuchs in einer Stadt auf, in der Mozart allgegenwärtig war. Schenk besuchte die evangelische Volksschule und das humanistische Gymnasium, daneben das Mozarteum, an dem er Klavier-, Violin- und Theorieunterricht erhielt und bei Bernhard Paumgartner den

\* Gestraffte Fassung eines am 16. Juni 1998 am Institut für Musikwissenschaft der Universität Rostock gehaltenen Vortrags. Für stete Ermunterung, das Thema aufzugreifen, und vielfältige Anregungen danke ich Professor Dr. Rudolf Eller (Rostock), für die Möglichkeit, es in Rostock zur Diskussion zu stellen, Professor Dr. Karl Heller, für förderliche Hinweise Professor Dr. Theophil Antonicek (Wien) und Professor Dr. Rudolf Flotzinger (Graz).

Kapellmeisterkurs besuchte. Seine soziale Herkunft und Konfession<sup>1</sup> und sein politisch-nationales Selbstverständnis legen nahe, dass er sich dem liberal-deutschnationalen Lager verbunden fühlte, das sich 1920 in Salzburg in der Großdeutschen Volkspartei zusammenschloss und seit 1922 zusammen mit den (katholischen) Christlichsozialen die Regierung bildete.<sup>2</sup> Man darf weiter vermuten, dass Erich Schenk, wie alle seiner Generation, unter dem Eindruck der Demütigung durch die Pariser Vororteverträge gestanden hat, in denen die Siegermächte die Reparationsforderungen mit der Kriegsschuld Österreichs und Deutschlands juristisch legitimiert und den von der Republik Deutschösterreich verkündeten Anschluss an Deutschland untersagt hatten.

Zudem schlossen die Pariser Vororteverträge – was selten beachtet wird – die deutschen und österreichischen Wissenschaftler aus allen internationalen Forschungsorganisationen aus.<sup>3</sup> So wurden deutsche und österreichische Musikforscher auch nicht in die Union Musicologique aufgenommen, die 1921 in Den Haag als Nachfolgeorganisation der 1914 zusammengebrochenen Internationalen Musik-Gesellschaft (Sitz in Leipzig) gegründet wurde. Bei Kriegsende war die Deutsche Musikgesellschaft errichtet worden, der auch die österreichischen Musikgelehrten beitraten. Auf deren erstem Kongress forderte Hermann Abert „die Gleichberechtigung aller Nationen“, die einen Ausschluss Deutschlands aus den internationalen wissenschaftlichen Organisationen nicht zulasse. Unter Anspielung auf den österreichischen Anschlusswunsch drückte Abert den österreichischen Kollegen „das Gefühl unwandelbarer Solidarität mit unserer schwergeprüften alten Ostmark“ aus; einen „Trennungsstrich zwischen Deutschland und Österreich“ gebe „es ja in Musik und Musikwissenschaft überhaupt nicht.“<sup>4</sup>

Zum Studium ging Erich Schenk im Herbst 1920 nicht nach Wien, sondern nach München an die Akademie der Tonkunst (Klavier) und an die Universität zu Adolf Sandberger, bei dem er die musikalische Biographik kennenlernte. Sandberger fragte „nach den Bedingungen des Kunstwerkes aus der Existenz seines Schöpfers“,<sup>5</sup> bettete dieses in den größeren kultur- und geistesgeschichtlichen Zusammenhang ein und

<sup>1</sup> Schenks Vater Rudolf war evangelisch, die Mutter Hermine, geb. Endres, zur evangelischen Kirche übergetreten. Vgl. Schenks Eintragungen im Fragebogen des Regierungsbevollmächtigten der Universität Rostock, 12. 1. 1936. Universitätsarchiv Rostock, Philosophische Fakultät, Personalakte (alt) E. Schenk (künftig: UA). – Gehaltvoll Franz Grasberger, „Erich Schenk. Nachruf“, in: *Österreichische Akademie der Wissenschaften. Almanach* 125 (1975), S. 502–519. Vgl. Schenks Selbstbiographie (mit Schriftenverz.), in: *MGG* 11, Kassel 1963, Sp. 1665 f.; Ergänzung von Theophil Antonicek, *MGG* 16, Kassel 1976, Sp. 1662 f. (hier Verzeichnis der Nachrufe).

<sup>2</sup> Zu den politischen Lagern der Ersten Republik (Christlichsoziale, Liberal-Deutschnationale, Sozialisten), die 1945 wiederauflebten, die Beiträge in: *Österreich 1918–1938. Geschichte der Ersten Republik*, hrsg. v. Erika Weinzierl u. Kurt Skalnik, Bd. 1, Graz 1983.

<sup>3</sup> Vertrag von Saint-Germain-en-Laye, Artikel 234–247, in: *Staatsgesetzblatt für die Republik Österreich*, Jg. 1920, ausgegeben am 21.7.1920, S. 1130–1136; identischer Wortlaut im Vertrag von Versailles, Artikel 282–296, in: *Reichs-Gesetzblatt*, Jg. 1919, Nr. 140, S. 1089–1125. Diesen entscheidenden Punkt als Voraussetzung für den nach 1918 weiterlebenden Nationalismus der deutschen und österreichischen Musikforscher übersieht Pamela M. Potter, *Die deutscheste der Künste. Musikwissenschaft und Gesellschaft von der Weimarer Republik bis zum Ende des Dritten Reichs*. Aus dem Amerikanischen von Wolfram Ette. Stuttgart 2000, S. 113 f. – Dazu Matthias Pape, „Versailles – Weimar – Potsdam. Die nationalpolitischen Voraussetzungen der Musikforschung im Dritten Reich.“ Vortrag auf der internationalen Tagung *Musikwissenschaft im Nationalsozialismus und in faschistischen Regimen. Kulturpolitik – Methoden – Wirkungen*, veranstaltet vom Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Mainz in Verbindung mit der Gesellschaft für Musikforschung auf Schloss Engers, März 2000 (Drucklegung in Vorbereitung).

<sup>4</sup> Hermann Abert, „Eröffnungsrede“, in: *Bericht über den I. Musikwissenschaftlichen Kongreß der Deutschen Musikgesellschaft in Leipzig 1925*, Leipzig 1926, S. 3–6.

<sup>5</sup> Vgl. E. Schenk, „Adolf Sandberger zum Gedächtnis“, in: *Die Musik* 35 (1942), S. 143–145. – Zusammen mit Schenk studierten bei Sandberger Karel Philippus Bernet Kempers (geb. 1897), Guglielmo Barblan (geb. 1906), Hans Engel (geb. 1894), Karl Gustav Fellerer (geb. 1902) und Josef Smits van Waesberghe S.J. (geb. 1901).

lehnte eine rein phänomenologische Betrachtung ab. Dieser Methode ist Schenk zeitlebens verbunden geblieben, von seiner Dissertation (1925) über *Giuseppe Antonio Paganelli, sein Leben und seine Werke, nebst Beiträgen zur Musikgeschichte Bayreuths*, einen oberitalienischen Opernkomponisten des 18. Jahrhunderts, bis zu seiner Mozart-Biographie von 1955, die freilich die Probleme der von Schenk ins Extreme gesteigerten Methode zeigt: Die biographisch-kulturgeschichtliche Detailforschung ist von der Werkanalyse losgelöst, von Mozarts Musik ist nicht mehr die Rede.<sup>6</sup>

## II. Karrierebeginn in Deutschland

Um die Möglichkeit einer Habilitation zu sondieren, wandte sich Schenk auf Anraten Sandbergers an Robert Lach in Wien und hörte bei ihm und seinem Vorgänger im Amt, Guido Adler, Vorlesungen. Beide Gelehrte gingen indessen grundverschiedene Wege musikwissenschaftlichen Forschens, von denen sich Schenks kulturhistorische Ausrichtung in einem Zweig der deutschen Fachtradition unterschied. Adlers generalisierende Phänomenologie und stilkritische Methode fragte nicht nach den kulturgeschichtlichen Voraussetzungen des musikalischen Kunstwerks und seinen Inhaltsqualitäten; Lach hatte sich der vergleichenden Musikforschung unter Einschluss biologischer, physiologischer, psychologischer und sprachwissenschaftlicher Fragestellungen verschrieben und konnte sich mit Adlers analytischer Kleinarbeit am Kunstwerk nicht anfreunden.<sup>7</sup> Vielleicht lagen hierin die tieferen Gründe, warum Schenk den Plan einer Habilitation in Wien aufgab. Als Grund führte er an, dass in Wien bereits Alfred Orel und Robert Haas als außerordentliche Professoren lehrten (beide waren Bibliothekare) und sich Leopold Nowak, gerade zum Institutsassistenten bestellt, auf seine Habilitation vorbereitete.<sup>8</sup>

Daher zog Schenk nach Berlin weiter und hörte bei Arnold Schering und Johannes Wolf, fand aber auch hier kein Feld für eine Habilitation. So wandte er sich nach Rostock, wo das musikwissenschaftliche Lektorat seit dem Abgang des Universitätsmusikdirektors Professor Dr. Albert Thierfelder im Jahr 1924 vakant war.<sup>9</sup> In Rostock, neben Greifswald das Schlusslicht unter den deutschen Universitäten, war die Musikwissenschaft nicht mit einer (außerordentlichen) Professur und schon gar nicht mit einem eigenen Seminar vertreten. Nur an den großen Universitäten in Berlin, Straßburg,

<sup>6</sup> Die Arbeit über Paganelli [1925] erschien im Dissertationsdruck Salzburg 1928. Ders., *Mozart. Eine Biographie*, Zürich 1955, Nachdruck Wien, 1975, Neudruck Mainz 1990 (engl. *Mozart and his times. Portrait of a Genius at the Crossroad of Two Eras*. Translated from the German by Richard and Clara Winston. New York 1959). Georg Knepler, der als österreichischer Marxist in der DDR Fuß fassen konnte, sah jüngst in Schenks Mozart-Biographie einen Beleg dafür, „daß gut recherchierte Materialfülle mit geistigem Tiefstand vereinbar“ sei. Georg Knepler, *Mozart. Annäherungen*, Frankfurt a. M. 1993, S. 49. – Nach dem Schema „Leben und Werk“ ließ Schenk in Wien Dutzende von methodisch unreflektierten (ungedruckten) Dissertationen über Komponisten schreiben.

<sup>7</sup> Vergleich von Adlers und Lachs Methodik in Schenks Nachruf „Robert Lach“, in: *Österreichische Akademie der Wissenschaften. Almanach* 115 (1966), S. 335–347.

<sup>8</sup> So im Brief an den Rostocker Germanisten Wolfgang Golther, 29.8.1928, UA, ebd.; danach das Folgende.

<sup>9</sup> Vgl. Rudolf Eller u. Karl Heller, „Geschichte der Musikwissenschaft und des Musikwissenschaftlichen Instituts an der Universität Rostock“, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe* 19 (1970), S. 415–426. – Gesuch Schenks an Dekan Stoermer, Berlin, 20.10.1928, UA, hier Habilitationsakte E. Schenk. – Auch für Hans Joachim Moser war Rostock zum Rettungsanker geworden, wo er 1910 die Doktorprüfung bei Golther und Thierfelder abgelegt hatte. Vgl. seinen (mit „Berliner Schnauze“ erzählten) Selbstbericht in: *Festgabe für Hans Joachim Moser zum 65. Geburtstag, 25. Mai 1954*, hrsg. von einem Freundeskreis, Kassel 1954, S. 111–157, hier S. 122 f.

Leipzig, München und Wien waren vor 1914 für diese jüngste akademische Disziplin Lehrstühle eingerichtet worden. Die Musikwissenschaft profitierte erst nach 1933 von der grundlegenden Reorganisation des Fachs, die zur schrittweisen Einrichtung planmäßiger Professuren führte.

Schenks Habilitation betrieb maßgeblich der Altgermanist und Mythologe Wolfgang Golther, an den sich Schenk gewandt hatte.<sup>10</sup> Als Wagner-Forscher und -Biograph, der den Ruf nach Rostock der Empfehlung Cosima Wagners beim Großherzog von Mecklenburg-Schwerin mitverdankte, als Mitglied des ‚Wahnfried-Kreises‘ und Herausgeber der Schriften und Dichtungen Wagners,<sup>11</sup> war er über die Grenzen seines Fachs hinaus bekannt. Schenks Dissertation über das Musikleben Bayreuths dürfte Golthers Interesse geweckt haben. Um den deutschnationalen Golther für sich einzunehmen, begründete Schenk seine Absicht mit einem für ihn typischen opportunistischen Kotau: „Meine Bedenken wurden noch bestärkt durch einen längeren Aufenthalt in Wien, der mich den teilweise recht undeutschen Geist der Stadt schmerzlich empfinden ließ und meinen alten Wunsch, im großen deutschen Vaterlande ein Arbeitsfeld zu finden, bestärkte. Mehrmonatliche Studien in Berlin endlich wirkten bestimmend für meinen Entschluss, mich an einer reichsdeutschen Universität zu habilitieren.“<sup>12</sup>

Schenks Habilitationsgesuch begleiteten zwei Empfehlungsschreiben an den Rostocker Dekan. Johannes Wolf, Direktor der Musikabteilung der Preußischen Staatsbibliothek, schrieb, dass die Fakultät „mit Herrn Dr. Schenk einen guten Griff tun“ werde. Dieser sei „im besten Sinne von unserem Fache besessen und bringt für dasselbe alle Qualitäten mit: er ist ein guter Musiker, ein tüchtiger Wissenschaftler und ein rastloser Arbeiter“.<sup>13</sup> Bernhard Paumgartner, Direktor des Salzburger Mozarteums, entwarf ein eingehendes Persönlichkeitsbild seines Zöglings: „Dr. Schenk ist lebhaften Temperamentes, ein junger Gelehrter mit Schwung und der Gabe, durch Persönlichkeit in Atem zu halten, ausgezeichnet in den Manieren, wenn auch scharf im Urteil und gegen unsanfte Berührungen eckig. Er gibt sich keine Blößen und versteht sich durchzusetzen. Sein Wissen und sein Fleiß geben ihm das Recht hierzu. Die oesterreichische Weichheit fehlt ihm durchaus. Süddeutsche Urbanität ist durch einen klugen Sarkasmus gestraffter. Jedenfalls eine starke Persönlichkeit mit größten Entwicklungsmöglichkeiten, gewiss eine sehr viel versprechende Hoffnung. Nebenbei ein ausgezeichnete Musiker und Klavierspieler.“ Paumgartner fügte handschriftlich hinzu: „Intellekt vor dem Sensitiven. Gute Kinderstube, aus guter Familie (Vater Arzt), auch finanziell fundiert. Solid, kein Trinker, kein Schuldenmacher, ein Arbeitsmensch ohne Stubenblässe.“<sup>14</sup>

Die Schlussbemerkungen lassen ahnen, mit welchen (Künstler-)Gestalten Fakultäten bei der Habilitation in Musikwissenschaft damals rechnen mussten. Die Rostocker

<sup>10</sup> Brief an Golther (wie Anm. 8).

<sup>11</sup> *Richard Wagner. Gesammelte Schriften und Dichtungen in 10 Bänden*, hrsg. von Wolfgang Golther, Berlin 1914; ders., *Richard Wagner. Leben und Lebenswerk* (= Musiker-Biographien, Bd. 5), Leipzig 1926, 2. Aufl. 1938; ders., *Richard Wagner. Leben und Werke in urkundlichen Zeugnissen, Briefen, Schriften, Berichten*, München 1936. Vgl. Annette Hein, *„Es ist viel ‚Hitler‘ in Wagner. Rassismus und antisemitische Deutschtumsideologie in den ‚Bayreuther Blättern‘ (1878–1938)*, Tübingen 1996, S. 66, 224 f. und 482 f.

<sup>12</sup> Brief an Golther (wie Anm. 8).

<sup>13</sup> Brief Wolfs an den Dekan der Philosophischen Fakultät, Berlin, 5.11.1928. UA, Habilitationsakte E. Schenk.

<sup>14</sup> Brief Paumgartners an Dekan Stoermer, Salzburg, 15.11.1928. UA, ebd.

Fakultät sah wohl in Schenks Habilitation eine Möglichkeit, das vakante musikwissenschaftliche Lektorat endlich wiederzubetzen, ohne eine Stelle einrichten zu müssen. Schenk reichte als Habilitationsschrift *Das Generalbasstrio. Studien zur Geschichte der Triosonate im Deutschland des 18. Jahrhunderts* ein. Er blieb damit der Epoche des Barock verbunden. Das (einzige) Gutachten verfasste Johannes Wolf in knapper Form auf gut einer Seite und bezeichnete die Leistung „als Ganzes“ „durchaus als gut“.<sup>15</sup> Schenk hat seine Habilitationsschrift nicht publiziert; sie fand wohl in ihrem Materialfundus später Eingang in zwei Hefte der Reihe *Das Musikwerk*.<sup>16</sup> So war Schenk mit knapp 30 Lebensjahren als Kenner des 18. Jahrhunderts im oberitalienisch-süddeutsch-österreichischen Raum ausgewiesen, den er – anders als nach 1945 – als kulturelle Einheit begriff und dessen wichtige Musikarchive er durchforscht hatte.

Schenk war der erste habilitierte Fachvertreter in Rostock. Er hielt Vorlesungen und Übungen und gründete 1930 das Collegium musicum. Er musste ein volles Jahrzehnt in Rostock ausharren, weit ab vom Puls der Zeit, dem er doch immer so nahe sein wollte. Die Rostocker Jahre waren für ihn, er hat es selbst oft genug betont, eine ausgesprochen entbehrungsreiche Zeit. Er hatte keine Seminarbibliothek zur Verfügung und musste zur Staatsbibliothek nach Berlin fahren, er bezog jahrelang kein Einkommen<sup>17</sup> und hielt sich mit Zuwendungen der Eltern und einem Forschungsstipendium der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft (1931/32 monatlich 150 RM) über Wasser.<sup>18</sup> Wichtig für ihn war, dass er die Verbindung mit dem Mozarteum in Salzburg hielt, wo er 1931 eine Mozart-Tagung organisierte,<sup>19</sup> die zur Gründung des Arbeitsausschusses des Zentralinstituts für Mozart-Forschung führte. In ihn wurde Schenk bei seiner Gründung gewählt – zusammen mit Ludwig Schieder mair, auch er ein Süddeutscher und Schüler Sandbergers, Extraordinarius und Direktor des Beethoven-Archivs in Bonn, auch er ein Deutschnationaler, der für die NS-Ideologie anfällig war.<sup>20</sup> Zwischen Schieder mair und Schenk kam offenbar ein besonderes Vertrauensverhältnis zustande. Dieser war nun endlich in einen Kreis führender Fachvertreter integriert.

Schenk, der Salzburger in Mecklenburg, bekannte sich in Rostock zum großdeutschen Gedanken und zur nationalen Gemeinschaft von Reichsdeutschen und Deutsch-österreichern in der Tradition von 1848, die ihre Erfüllung in einem großdeutschen Reich finden sollte. Schenk stimmte darin mit großen Teilen seiner Generation, zumal

<sup>15</sup> Gutachten Wolfs, Berlin, 30.6.1929. UA, ebd.

<sup>16</sup> *Die italienische Triosonate* (= Das Musikwerk 7), Köln 1955; *Die außeritalienische Triosonate* (= Das Musikwerk 35), Köln 1970.

<sup>17</sup> Das Ministerium vergütete ihm einen zweistündigen Lehrauftrag (400 RM im Semester, seit 1933 monatlich 200 RM) bei einem Lehrdeputat von 10–12 Wochenstunden und genehmigte seit Sommersemester 1934 ein Lektorat für Musik auf der Basis eines Drittels des Grundgehalts für Studienräte (Besoldungsgruppe A 2 b) in Höhe von 2000 RM jährlich. Ministerium/Schwerin, 7.4.1934, an Fakultät, UA, Personalakte E. Schenk.

<sup>18</sup> Schenks Schriftwechsel mit der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft in Berlin von 1930 in UA, ebd.

<sup>19</sup> Vgl. *Bericht über die musikwissenschaftliche Tagung der Internationalen Stiftung Mozarteum in Salzburg 1931*, hrsg. von Erich Schenk, Leipzig 1932.

<sup>20</sup> Schieder mair, im April 1933 zum Dekan der Bonner Philosophischen Fakultät gewählt und seit 1937 Präsident der Deutschen Musikgesellschaft, rückte erst 1943 in ein planmäßiges Ordinariat ein, was die langsame Verankerung des Fachs an den Universitäten zeigt. Zu Schieder mairs Stellung im Fach vor dem Hintergrund der Methodendiskussion: Matthias Pape, „Mozart – Deutscher? Österreicher? oder Europäer? Das Mozart-Bild in seinen Wandlungen vor und nach 1945“, in: *Acta Mozartiana* 44 (1997) S. 53–84, hier S. 54–59, 63–65. – Vgl. auch Schieder mairs Nachruf auf Adolf Sandberger, in: *AfMf* 8 (1943), S. 66–70.

der österreichischen Akademikerschaft, überein.<sup>21</sup> So würdigte er Joseph Haydn aus Anlass seines 200. Geburtstages 1932 im Rostocker Stadttheater mit viel patriotischem Schwung zugleich als „Klassiker“ und als „Deutschen“.<sup>22</sup> Haydn, so Schenk in der zeittypischen Diktion, sei ein „Volkskind jenes Südostraumes unserer deutschen Kulturgemeinschaft, der wie kein anderer prädestiniert war für die Entstehung des klassischen Stils.“ Haydn habe „mit unfehlbar sicherem Instinkt aus tiefen Schächten“ „das deutsche Volkstum“ gehoben.

Ein Jahr später erlebte Schenk die nationalsozialistische „Machtergreifung“. Sie führte in seiner Heimat zu Massenkundgebungen österreichischer Nationalsozialisten, so dass Bundeskanzler Engelbert Dollfuß das Parlament ausschaltete und eine Regierungsdiktatur in Form des „Christlichen Ständestaates“ errichtete.<sup>23</sup> Das katholisch-autoritäre ständestaatliche Regime wollte das Land mit Hilfe einer eigenen Österreich-Ideologie auch weltanschaulich dem Einfluss des nationalsozialistischen Deutschland entziehen.<sup>24</sup> Das gespannte Verhältnis zwischen Deutschland und Österreich machte für Schenk die Situation schwierig. Ein Parteibeitritt hätte seine Karriere im Reich gefördert, aber eine Berufung nach Österreich ausgeschlossen. Im August 1934 trat er der Reichsschaft Hochschullehrer im Nationalsozialistischen Lehrerbund bei.<sup>25</sup> Aus ihr wurde 1937 der NSD-Dozentenbund ausgegliedert, dem Schenk seitdem angehörte. Der Beitritt zum NS-Lehrerbund war wohl ein Ersatz für den nicht gewollten oder nicht mehr möglichen Beitritt zur Partei, nachdem wegen der seit März 1933 in die NSDAP strömenden Massen (den sogenannten „Märzgefallenen“) eine Aufnahmesperre verhängt worden war. Sie wurde erst 1937 und zu Beginn des Krieges für kurze Zeit aufgehoben, so dass sich eine lange Schlange von „Parteianwärtern“ bildete.

Nach der ministeriellen Genehmigung zur Errichtung eines musikwissenschaftlichen Seminars im Jahr 1935 wurde Schenk auf Antrag der Fakultät 1936 zum nichtbeamteten außerordentlichen Professor (mit einem Brutto Gehalt von 400 RM monatlich) ernannt. Die örtliche Parteileitung und die NS-Dozentschaft hatten der Ernennung zuvor zugestimmt. Schenk sei „als ein tüchtiger Vertreter seines Faches, als ein guter Lehrer, ein charakterlich einwandfreier Mensch und Kamerad“ bekannt. „Politisch hat er sich niemals irgendwie betätigt.“ Er stehe „voll und ganz auf dem Boden unseres heutigen

<sup>21</sup> Vgl. Heinrich von Srbik, „Gesamtdeutsche Geschichtsauffassung“, in: *DVfLG* 8 (1930), S. 1–12 (Vortrag vor der 57. Philologenversammlung 1929 in Salzburg). Die „gesamtdeutsche Geschichtsauffassung“ entwickelte Srbik zusammen mit Kollegen und Schülern zur wirkungsmächtigsten Geschichtskonzeption in der Zwischenkriegszeit. Dazu Fritz Fellner, „Die Historiographie zur österreichisch-deutschen Problematik als Spiegel der nationalpolitischen Diskussion“, in: *Österreich und die deutsche Frage im 19. und 20. Jahrhundert. Probleme der politisch-staatlichen und soziokulturellen Differenzierung im deutschen Mitteleuropa*, hrsg. von Heinrich Lutz u. Helmut Rumpler (= Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit 9), Wien 1982, S. 33–59.

<sup>22</sup> E. Schenk, „Haydn der Deutsche“, gedruckt in: *Greifswalder Zeitung*, 4.5.1932, 2. Beiblatt, „Joseph Haydn zum Gedächtnis“.

<sup>23</sup> An der Beurteilung des Ständestaats und der Rolle von Dollfuß im Bürgerkrieg 1934 entzündet sich bis heute der Streit zwischen bürgerlichem und sozialistischem Lager, wobei die sozialistisch dominierte zeitgeschichtliche Forschung in Österreich vom „Austrofaschismus“ spricht. Vgl. Helmut Wohnout, *Regierungsdiktatur oder Ständeparlament! Gesetzgebung im autoritären Österreich* (= Studien zu Politik und Verwaltung 43), Wien 1993.

<sup>24</sup> Zur ständestaatlichen Musikauffassung Rudolf Flotzinger, „Musikwissenschaft und der österreichische Mensch“, in: *Die Universität [Graz] und 1938* (= Böhlau zeitgeschichtliche Bibliothek 11), hrsg. v. Christian Brünner u. Helmut Konrad, Wien 1989, S. 147–166. – Dazu am Beispiel Mozarts Matthias Pape „Mozart – Deutscher? Österreicher? oder Europäer?“ (wie Anm. 20), S. 59–62.

<sup>25</sup> Mitgliederkartei der Reichsschaft Hochschullehrer im N.S.L.B. (Nr. 310131) im Bundesarchiv, Außenstelle Berlin-Lichterfelde (früher Berlin Document-Center).

Staates.“<sup>26</sup> Der Rektor lobte ausdrücklich Schenks wissenschaftliche und musikpraktische Arbeit und seinen lebendigen Vortragsstil. Er habe noch keine Gelegenheit gehabt, mit Schenk über politische Fragen zu sprechen, habe jedoch „nicht den geringsten Grund“, an „seiner nationalsozialistisch-guten Gesinnung einen Zweifel zu hegen.“<sup>27</sup> Schenk hielt sich offenbar parteipolitisch zurück, erweckte aber – typisch für ihn – den Eindruck, dazuzugehören.

Als nach dem Anschluss Österreichs an Hitler-Deutschland im März 1938<sup>28</sup> die Errichtung einer Lehrkanzel für Musikwissenschaft und Musikgeschichte in Graz in greifbare Nähe rückte, fragte die Grazer Fakultät Schenk (eine erste Anfrage hatte ihn bereits 1935 erreicht),<sup>29</sup> ob er bereit sei, einen Ruf anzunehmen.<sup>30</sup> Joseph Müller-Blattau, Nachfolger des zwangspensionierten Wilibald Gurlitt in Freiburg und ein zuverlässiger Parteigenosse, lobte in seinem Gutachten, um das ihn die Grazer Fakultät gebeten hatte, Schenks wissenschaftliche, organisatorische und charakterliche Vorzüge. Er hob hervor, dieser genieße das besondere Vertrauen des NS-Studentenbundes, sei „selbstverständlich Pg“ [Parteigenosse] – was nicht zutraf, aber die Einschätzung Schenks durch einen Nationalsozialisten beleuchtet – kurz, dass „die Wahl auf keinen besseren fallen könnte.“<sup>31</sup> Doch kam die Errichtung des Grazer Lehrstuhls aus Geldnot wieder nicht zustande. Etwa gleichzeitig war Schenk als Professor für Musikgeschichte an der geplanten Hochschule für Musikerziehung in Graz vorgesehen, wofür ihn der Musikreferent des NS-Studentenbundes forciert vorschlug.<sup>32</sup>

Hitlers Anschlusspolitik erfüllte nicht nur die großdeutschen Hoffnungen eines großen Teils der österreichischen Bevölkerung,<sup>33</sup> der Anschluss brachte Schenk auch das lange ersehnte akademische Amt ein. Er übernahm im September 1939 die Vertretung des Lehrstuhls von Robert Lach in Wien, auf den er im April 1940 förmlich berufen wurde.<sup>34</sup> Damit hatte Schenk, nunmehr 38 Jahre alt, die Spitzenposition der Musikforschung in der „Ostmark“ erreicht. Die Leitung des Wiener Instituts war mit einer traditionsreichen Lehrkanzel verbunden, auf der sich nach dem Wechsel von

<sup>26</sup> Dozentenbundführer Oberarzt Dr. Heinrich Gißel, Chirurgische Klinik der Universität Rostock, an Rektor, 20.12.1935. UA, ebd.

<sup>27</sup> Rektor an Dozentenbundführer Gißel, 5.1.1938 [recte: 1936], ebd.

<sup>28</sup> Zu allen Aspekten der zum Anschluss führenden Politik die kontroversen Beiträge in: *Österreich, Deutschland und die Mächte – Internationale und österreichische Aspekte des „Anschlusses“ vom März 1938*, hrsg. von Gerald Stourzh u. Birgitta Zaar (= Veröffentlichungen der Kommission für die Geschichte Österreichs 16), Wien 1990.

<sup>29</sup> Vgl. Rudolf Flotzinger, *50 Jahre Institut für Musikwissenschaft*, Graz 1990 [Privatdruck], S. 36. Dazu Schenk an Rektor Rostock, 17.12.1935. UA, Personalakte E. Schenk.

<sup>30</sup> Ebd., S. 39 f.

<sup>31</sup> Ebd., S. 40.

<sup>32</sup> Vgl. Helmut Brenner, *Musik als Waffe! Theorie und Praxis der politischen Musikverwendung, dargestellt am Beispiel der Steiermark 1938–1945*, Graz 1992, S. 172 f., 249.

<sup>33</sup> Vgl. Gerhard Botz, „Zwischen Akzeptanz und Distanz. Die österreichische Bevölkerung und das NS-Regime nach dem „Anschluß““, in: *Österreich, Deutschland und die Mächte* (wie Anm. 28), S. 429–455.

<sup>34</sup> Erst jetzt wurde Schenk in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit berufen. Vgl. Abschrift der Ernennungsurkunde vom 30.4.1940 an das Mecklenburgische Staatsministerium, Abt. Unterricht, UA, Personalakte E. Schenk. – Die österreichischen Universitäten unterstanden seit dem 1.2.1940 dem Berliner Ministerium. Schenk war schon im November 1938 wegen der Übernahme von Lachs Lehrstuhl von dem zuständigen Ministerialrat im Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung Hermann-Walther Frey zu einer Besprechung nach Berlin gebeten worden; die Fakultät fügte sich Freys Wunsch. Vgl. Flotzinger, *50 Jahre Institut für Musikwissenschaft* (wie Anm. 29), S. 41 f., zu Freys maßgeblichem Einfluss, S. 44 ff.; Potter (wie Anm. 3), S. 153 f. – Schenks Nachfolger in Rostock wurde 1940 Walter Gerstenberg, seit 1935 Privatdozent in Köln, seit 1.5.1937 Mitglied der NSDAP. Berufungsvorschläge der Fakultät (mit Gutachten) in UA, Philos. Fakultät, 141, Lehrauftrag für Musikwissenschaft 1921–1945.

Eduard Hanslick (1856–1894) zu Guido Adler (1898–1927) und von diesem zu Robert Lach (1927–1939) zum dritten Mal ein Bruch mit der Ausrichtung des Fachs vollzog. Mit Schenk (1940–1971) kam der (kultur-)historische Zweig der „reichsdeutschen“ Musikwissenschaft zum Zuge. Schenks Berufung sollte zweifellos der Stärkung des neuen Regimes in Österreich dienen,<sup>35</sup> wie die Berufung des SA-Mannes Wilhelm Ehmann im Jahr 1939 von Freiburg nach Innsbruck.<sup>36</sup>

Schenk stimmte mit der nationalsozialistischen Weltanschauung bruchlos überein. Seine Schriften und sein Verhalten lassen nur diesen Schluss zu.

### III. Schenks Welt- und Geschichtsbild

Schenk konnte die Kernpunkte der NS-Ideologie, völkischen Nationalismus und rassistisch begründeten Antisemitismus, die das weltanschauliche Fundament des bürgerlichen Lagers in der Monarchie und der ersten österreichischen Republik gebildet hatten,<sup>37</sup> mittragen, ohne sein Weltbild den neuen Verhältnissen anpassen zu müssen. In Schenks Arbeiten finden sich fünf Kernpunkte, die sein Geschichtsbild kennzeichnen:

1. Schenk bekannte sich zum großdeutschen Gedanken auf der Grundlage der durch Sprache und Kultur konstituierten Nation. Er berief sich immer wieder auf die seit dem 19. Jahrhundert wirkungsmächtige kulturnationale Idee Herders. Das allein weist ihn freilich noch nicht als Anhänger der NS-Ideologie aus. Das sich auf das Volkstum berufende nationale Selbstverständnis wurde aber nach 1933 zu einer völkisch-rassistischen Volkstumsideologie fortentwickelt, die Schenk mittrug.

2. Schenk unterstützte die Idee der „völkischen Gemeinschaftsbildung“, zu der die „gemeinschaftsbildende Macht“ der Musik beitragen könne. Auf den Klagenfurter Hochschulwochen legte er 1941 ein Bekenntnis zur nationalsozialistischen Volkstumsarbeit ab:<sup>38</sup> „Gemäß der Erkenntnis“ „im neuen Reich“, „daß die Musik eines der wirkungsvollsten Mittel seelischer Menschenformung sei, daß es vor allem gilt, die gemeinschaftsbildenden Werke der Musik beim Formungsprozeß der Nation einzusetzen“, ist die Musikpflege „nicht mehr Angelegenheit einer ästhetisch ausgerichteten Oberschicht, sondern politischer Auftrag, d. h. Dienst an Volksformung und Volkswerdung.“ „Die Ergebnisse von Forschen und Sammeln [landschaftlicher Musikarbeit] müssen zu Gestaltungsmitteln völkischer Erneuerung werden, d. h. sie müssen zu klingendem Leben erweckt werden. Einzig und allein der Stärkegrad ihres Anteils am Formungsprozeß der Nation, ihr Wirken im lebendigen Sein des Volkes bestimmt ihren Wert.“

<sup>35</sup> Unzutreffend Elisabeth Th. Hilscher, *Denkmalpflege und Musikwissenschaft. Einhundert Jahre Gesellschaft zur Herausgabe der Tonkunst in Österreich (1893–1993)* (= Wiener Veröffentlichungen zur Musikwissenschaft 33), Tutzing 1995, S. 153 f., die Schenk, was seine Förderung durch das NS-Regime und seine nationalsozialistische Gesinnung betrifft, für ein Opfer von Gerüchten hält.

<sup>36</sup> Vgl. Kurt Drexel, *Musikwissenschaft und NS-Ideologie. Dargestellt am Beispiel der Universität Innsbruck 1938–1945* (= Veröffentlichungen der Universität Innsbruck 202), Innsbruck 1993.

<sup>37</sup> Vgl. Wolfgang Altgeld, „Die Ideologie des Nationalsozialismus und ihre Vorläufer“, in: *Faschismus und Nationalsozialismus*, hrsg. von Karl Dietrich Bracher u. Leo Valiani (= Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient 1), Berlin 1991, S. 107–136.

<sup>38</sup> Schenk, *Musik in Kärnten* (Schriften zu den Klagenfurter Hochschulwochen), Klagenfurt 1941, S. 31, 33.



Das entsprach den Zielen nationalsozialistischer Erziehung, in der Wissenschaft und Forschung nicht Selbstzweck, sondern auf das weltanschauliche Bekenntnis zum Nationalsozialismus hin ausgerichtet waren. Die Musikforschung sollte die Voraussetzungen zur Musikpflege als gemeinschaftsförderndem Erleben von Musik leisten.

Schenk hat in einem programmatischen Vortrag im Jahr 1942 die „ethischen“ Ziele deutscher Musik von den rein „ästhetischen“ der romanischen Kulturen abgegrenzt. Dem „Hang zum Internationalismus“ des Virtuositentums und zur „Veräußerlichung“ der Musik stellte er eine „volksverwurzelte“ Musikpflege entgegen. Der Fortschritt in der Musik liege darin, dass die „Aufklärungsideologie“ durch die bürgerliche Musikpflege und die Sangesbewegung des 19. Jahrhunderts überwunden worden, diese Bewegung dann selbst „in ihrer spezifisch liberalen Haltung des 19. Jahrhunderts erstarrt“ und von der Jugendmusikbewegung vor und nach dem Ersten Weltkrieg abgelöst worden sei; in der nun „gewonnenen neuen Haltung und Zucht des Musizierens“ sei „der Ansatz für die ‚singende Mannschaft‘ des neuen Staates gegeben“: „für Hitler-Jugend-Sing- und Spielscharen, für die Wehrverbände, die Musizierkreise der Erzieherchaft.“<sup>39</sup>

In der Ablehnung von Aufklärung und Liberalismus und der Betonung von „Volks Ganzheit“ und „Kunstpflge als politischem Auftrag zur Menschenformung“ stimmte Schenk nahtlos mit dem Welt- und Geschichtsbild, mit dem Erziehungs- und Bildungsgedanken des Dritten Reichs überein.

3. Schenk konnte die NS-Rassenideologie mit der Tradition des sozialdarwinistisch bestimmten österreichischen Antisemitismus verbinden, mit dem die von Karl Lueger zur Massenpartei geformten Christlichsozialen (mit Stoßrichtung gegen das nicht assimilierte Wiener Ostjudentum) und Georg von Schönerers Deutschnationale (gegen Juden und Tschechen in den deutsch besiedelten Randgebieten Böhmens) seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert den Kampf gegen Deutschliberale (die die Emanzipation der Juden eingeleitet hatten) und Sozialdemokraten (deren Parteiführer jüdisch waren) geführt hatten. Der Rassenantisemitismus war namentlich in der großdeutsch ausgerichteten österreichischen Akademikerschaft, an den Universitäten und in den schlagenden Verbindungen, verbreitet.<sup>40</sup> Die Christlichsozialen hatten in ihrem Linzer Parteiprogramm von 1926 die „Pflge deutscher Art“ und die Bekämpfung der „Übermacht des zersetzenden jüdischen Einflusses auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiete“ gefordert. Das Programm der anderen Regierungspartei, der Großdeutschen Volkspartei, enthielt einen eigenen Abschnitt über „unsere Stellung zur Judenfrage“ und forderte u.a. den „Schutz gegen Fremdkörper, die dem Volksorganismus gefährlich sind.“ Das Judentum sei „ein Parasit am Wirtschaftskörper“; die „Rassenveranlagung“ treibe den

<sup>39</sup> Schenk, „Organisationsformen deutscher Gemeinschaftsmusik“, in: *Musikverein für Kärnten. Festschrift 1942*, Klagenfurt [1942], S. 58–63.

<sup>40</sup> Vgl. als Forschungsresümee Bruce Pauley, *Eine Geschichte des österreichischen Antisemitismus. Von der Ausgrenzung zur Auslöschung*, Wien 1993; ders., „German and Austrian Anti-Semitism in the Interwar Years – Which was the More Extreme?“, in: *Österreichischer Zeitgeschichtetag 1993*, hrsg. von Ingrid Böhler u. Rolf Steininger, Innsbruck 1995, S. 272–278. – Zu Antisemitismus und völkischem Nationalismus als Kernpunkt der Auseinandersetzung zwischen katholischen und nationalen Studentenverbindungen Michael Gehler, *Studenten und Politik. Der Kampf um die Vorherrschaft an der Universität Innsbruck 1918–1938* (= Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 6), Innsbruck 1990.

Juden dazu, „die Herrschaft über das Wirtsvolk anzustreben.“<sup>41</sup> Hier findet sich seitenlang alles das, was nach 1933 in Deutschland offiziell verkündet wurde, beschlossen bereits 1920 in Salzburg, als der junge Erich Schenk maturierte.

Wie im akademischen Milieu generell, so grassierte auch unter den Musikwissenschaftlern der Antisemitismus. Guido Adler war trotz seines internationalen Ansehens innerhalb der Fakultät isoliert und wurde nie in die Akademie der Wissenschaften gewählt. Der Antisemitismus verschärfte noch die fachlichen und charakterlichen Gegensätze zwischen ihm und dem cholertemperamentvollen Robert Lach.<sup>42</sup> Selbst Adlers Schüler wurden von den national-völkischen Antisemiten in Sippen-Haft genommen, wie die Berufungsverhandlungen in Graz 1922 zeigen, wo Lach in seinen Gutachten unter den Kandidaten zwischen „Halbjude“, „Volljude von reinstem Schlage“ und „stramm deutsch gesinnten Vollblutariern“ unterschied.<sup>43</sup>

In München gingen die Uhren (im Vergleich mit den preußischen Universitäten) nicht viel anders. Adolf Sandberger unterschied in derselben Berufungssache zwischen Ariern und Juden in der Zunft und beklagte sich darüber, dass man sich auch in München „gegen Vieles auch heute noch zu wehren [habe], was undeutsche Reichs- und Volksverderber unseren Universitäten ansinnen oder aufzwingen möchten.“<sup>44</sup> Das Münchner Umfeld, nicht zuletzt Sandbergers betont nationale und antijüdische Einstellung, dürften den jungen Schenk in seiner Prägung weiter gefestigt haben.<sup>45</sup>

Dies schlug sich in seinen Schriften nach seiner Berufung nach Wien nieder. So führte er anlässlich des 150. Todestages von Mozart 1941 über dessen „Ahnenerbe“ aus, Mozart sei „gleich Haydn ein nordisch-dinarischer Mischling“ gewesen, „nordisch mehr vom Vater, dinarisch mehr von der Mutter bestimmt.“<sup>46</sup> Das entsprach der nationalsozialistischen Rassentypologie Hans F. K. Günthers.<sup>47</sup> Im Mozart-Gedenkjahr lag ihm in Florenz daran, den ‚deutschen‘ Mozart vorzuführen.<sup>48</sup> Mozart sei zwar aufgeschlossen für die „italienische Geistigkeit“ gewesen und habe in Italien mit „Instinktsicherheit der Auswahl das ihm Wesensgemäße“ aufgenommen, verkörpere aber den „Wesenszug

<sup>41</sup> *Österreichische Parteiprogramme 1868–1966*, hrsg. von Klaus Bertschold, München 1967, S. 374–376 (Programm der Christlichsozialen); S. 478–482 (zur „Judenfrage“ im Programm des liberal-deutschnationalen Lagers).

<sup>42</sup> Zu den Intrigen gegen Adler schon bei dessen Berufung nach Wien vgl. Theophil Antonicek, „Musikwissenschaft in Wien zur Zeit Guido Adlers“, in: *StMw* 37 (1986) S. 165–193; ders., „Guido Adler“, in: *Ostdeutsche Gedenktage 1991*, Bonn 1990, S. 48–52, hier S. 51.

<sup>43</sup> Dagegen gab Guido Adler zu bedenken: „Haben wir Deutschen wirklich heute noch Anlaß, Kandidaten auszuschießen, die der Deutschen Nation mit Leib u. Seele, mit dem letzten Blutstropfen angehören, ohne sich an die Richtung des Ludendorff, Tirpitz u. tutti quanti, die das Deutsche Reich an den Abgrund gebracht haben, an Leute wie Sachhofer, die heute noch in ihrer Verblendung das Deutschtum, das echte, wahre, schädigen, anzuschließen?“ Zit. n. Flotzinger, *50 Jahre Institut für Musikwissenschaft* (wie Anm. 29), S. 19–21, 25; 61.

<sup>44</sup> Ebd. S. 21.

<sup>45</sup> Das facettenreiche Bild Münchens, reduziert auf das ressentimentgeladene völkische Milieu, das einen Hitler hervorgebracht habe, bei David Clay Large, *Hitlers München. Aufstieg und Fall der Hauptstadt der Bewegung*, München 1998.

<sup>46</sup> Schenk, „Das Ahnenerbe“, in: *W. A. Mozart. Zur Mozart-Woche des Deutschen Reichs in Zusammenarbeit mit dem Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda und dem Reichsstatthalter in Wien*, hrsg. v. Walther Thomas, Wien 1941, S. 16–22. – Zum Mozart-Bild im Gedenkjahr 1941 Matthias Pape, „Mozart – Deutscher? Österreicher? oder Europäer?“ (wie Anm. 20), S. 62–67.

<sup>47</sup> Vgl. Hans F. K. Günther, *Rassenkunde des deutschen Volkes*, München 1922, Aufl. 1935 (Nachdr. der 16. Aufl. 1933), Kap. 7, 15 (hier auch zu Mozart). Dazu von seiten der modernen Ethnologie Margarete Weninger, „Rassengeschichte Österreichs“, in: *Rassengeschichte der Menschheit. Europa III (Österreich, Tschechoslowakei, Polen)*, hrsg. von Ilse Schwidetzky, München, Wien 1978, S. 7–33.

<sup>48</sup> Schenk, „Mozart und der italienische Geist“, in: *Geist der Zeit. Wesen und Gestalt der Völker. Organ des Deutschen Akademischen Austauschdienstes* 19 (1941), S. 580–590.

genialen deutschen Musikertums.“ Mozarts „Verpflichtung gegenüber den Grundgesetzen deutschen musikalischen Schöpfertums beweist die Abwegigkeit des Urteils vom ‚italienisierten‘ Mozart“ und erkläre auch, warum Mozarts Bühnenwerk „in Italien nie recht heimisch wurde“. Damit wollte Schenk die Zweifel an der nationalen Zugehörigkeit Mozarts so ausräumen, dass sich aus dessen Hinwendung zur ‚welschen‘ Musik mit der NS-Ideologie keine Widersprüche ergaben.

Schenk bekannte sich zur Ausgrenzung des Judentums aus der Musik auf der Grundlage der „inzwischen gefestigten rassistischen Gesichtspunkte.“<sup>49</sup> Er trug keine Bedenken, der Hauptstelle Musik im Amt Rosenberg für die redaktionelle Arbeit am *Lexikon der Juden in der Musik* (Berlin 1940) die Namen der in Wien promovierten jüdischen Musikwissenschaftler mitzuteilen.<sup>50</sup> Schenk stand jedoch nicht im radikal-antisemitischen Wiener Lager wie Alfred Orel (Schüler Adlers), der an der Universität (seit 1922) neuere Musikgeschichte lehrte und nach dem Anschluss Österreichs als Leiter der Wiener Musikhochschule seinen „Radau-Antisemitismus“ ungehemmt in die Tat umsetzen konnte, die Entlassung aller nicht ‚rein arischen‘ Dozenten bewirkte,<sup>51</sup> die Herrschaft der „Horde jüdischer Parasiten“ in der Wiener Kultur und die „ganz unglaubliche Verjudung des Solistenkörpers der Staatsoper“ brandmarkte.<sup>52</sup>

4. Schenk lehnte – wie der Großteil der deutschen Musikforscher – die musikalische Moderne ab und traf sich darin mit dem Verdikt des Nationalsozialismus, der die moderne Kunst als kulturbolschewistisch diffamierte. Schenk fehlte jeder innere Zugang zur Zweiten Wiener Schule, deren jüdische Repräsentanten zur Emigration gezwungen worden waren.<sup>53</sup> Es entsprach seiner auch nach 1945 vertretenen Überzeugung, dass die „europäische Musik“ „durch das notorische Falschspiel der Zwölftöner in unrettbaren Verfall“ geraten sei.<sup>54</sup>

5. Schenk unterstützte den Ostkrieg auch noch nach der Katastrophe von Stalingrad, als die meisten spürten, dass die Zeit der „Blitzsieg“ vorüber und der Krieg nicht mehr zu gewinnen sei. Beim Festvortrag zum Beethovenfest, den er auf Einladung Ludwig Schiedermairs 1943 in Bonn hielt, nahm er die Durchhalteparolen des Regimes auf und würdigte Beethovens Lebensweg während der napoleonischen Kriege als Beispiel für die

<sup>49</sup> So in seiner Rezension von Ludwig Schiedermairs *Die deutsche Oper. Grundzüge ihres Werdens und Wesens*, 2., erw. Aufl. Bonn, Berlin [o.J.], in: *Deutsche Literaturzeitung* 62 (1941), Sp. 1082–1085. – In der Rezension eines Buches über Beethoven (in: *Die Musik* 31 [1939], S. 819) beanstandete er, dass die Autorin sich auf ein Zeugnis des Juden Ferdinand Hiller berufen habe.

<sup>50</sup> Vgl. Hinweise bei Potter (wie Anm. 3), S. 187. – Zur Arbeit am Lexikon Willem de Vries, *Sonderstab Musik. Organisierte Plünderungen in Westeuropa 1940–45*, Köln 1998, S. 87–95. Nachdr. des Lexikons, allerdings mit historisch unzuverlässiger Einleitung in hypertropher Sprache, von Eva Weissweiler, *Ausgemerzt! Das Lexikon der Juden in der Musik und seine mörderischen Folgen*, Köln 1999.

<sup>51</sup> Vgl. Lynne Heller, *Die Reichshochschule für Musik in Wien 1938–1945*, Phil. Diss. Wien [masch.] 1992, S. 55–57, 61, 231 ff.

<sup>52</sup> So in: *Die Musik* 30 (1938/39), S. 543–545. – Zur Verstrickung der künstlerischen Elite Österreichs in das NS-System Oliver Rathkolb, *Führertreu und gottbegnadet. Künstlereliten im Dritten Reich*, Wien 1991.

<sup>53</sup> Das betraf auch Egon Wellesz, der sowohl als Komponist wie auch als Dozent für Musikwissenschaft an der Wiener Universität (1929–1938) hervorgetreten war und dessen „Compositionstalent“ Adolf Sandberger in einem Berufungsgutachten für die Fakultät in Graz als „ganz decadent“ und „angefault“ kritisiert hatte. Zit. n. Flotzinger, *50 Jahre Musikwissenschaftliches Institut* (wie Anm. 29), S. 20.

<sup>54</sup> Brief Schenks an Hellmut Federhofer (Graz), 20. 12. 1955, Durchschlag in: Korrespondenzakten zum internationalen musikwissenschaftlichen Kongress in Wien 1956, Musikwissenschaftliches Institut der Universität Wien (für freundliche Hilfe bei der Einsichtnahme danke ich Professor Dr. Theophil Antonicek, Wien).

Bewältigung des Kriegserlebens auf der höheren, künstlerischen Ebene. Er rühmte Beethovens „geniale deutsche Schöpferart“, seine „germanische Willensenergie“ und „nordische Fernsehnsucht“<sup>55</sup> und berief sich beifällig auf Peter Raabe, den Präsidenten der Reichsmusikkammer – ein weiterer Kotau vor dem Regime.

Schenk arbeitete mit der von Herbert Gerigk geleiteten Hauptstelle Musik im Amt Rosenberg eng zusammen. Für die von Gerigk herausgegebene Reihe *Unsterbliche Tonkunst*, die der Verbreitung der NS-Weltanschauung diente, schrieb er ein Bändchen über Johann Strauß (Sohn);<sup>56</sup> er wurde für den Aufbau der vom Amt Rosenberg im bayerischen Chiemsee geplanten „Hohen Schule“ als „Spitze der gesamten Erziehungsarbeit für die NSDAP, aller ihrer Gliederungen und aller angeschlossenen Verbände“ (Rosenberg) als Experte herangezogen und als solcher vom Militärdienst freigestellt.<sup>57</sup> Um Forschungsbeihilfen zu erhalten, suchte Schenk die Zusammenarbeit mit dem vom Reichsführer-SS geleiteten „Ahnenerbe“ in Berlin-Dahlem, dem er ein weitgespanntes Programm zur Erforschung der deutschen Musikdenkmale des Mittelalters und der Renaissance in Italien vorschlug. Das „Ahnenerbe“ der SS lehnte jedoch ab.<sup>58</sup>

Schenks Hoffnungen auf breite Wirkungsmöglichkeiten, die er mit der Berufung auf das Wiener Ordinariat verbunden hatte, beendete der Untergang des „großdeutschen“ Reichs. Dem Tat-Menschen Schenk drohte 1945, in der Lebensmitte, das Ende seiner Karriere. Doch dazu ließ er es nicht kommen.

#### IV. Schenks Wendung vom Großdeutschen zum Kleinösterreicher

In Österreich vollzog sich 1945 – mit den deutschen Westzonen nicht zu vergleichen – ein radikaler Systemwechsel und sozialer Umschichtungsprozess, ähnlich wie beim Anschluss 1938. Die christlichsoziale Führungsschicht, die das Dollfuß-Schuschnigg-Regime getragen, 1938 von den Nationalsozialisten aus den Ämtern entlassen und zum großen Teil in die Konzentrationslager verbracht worden war, kehrte in der neugegründeten Österreichischen Volkspartei (ÖVP) in die Regierungsämter und Leitungsfunktionen zurück und entfernte zusammen mit den Sozialisten (SPÖ) die ehemaligen Nationalsozialisten.

Erich Schenk geriet nach 1945 gleich mehrfach unter Rechtfertigungsdruck. Rudolf von Ficker, Schüler Guido Adlers und der führende Mediävist, der die Wiener Verhältnisse und offenbar auch Schenks Rolle kannte, intervenierte 1946 bei der amerikanischen Besatzungsmacht in Wien gegen Schenks Verbleiben im Amt – wie Schenk

<sup>55</sup> Schenk, *Beethoven zwischen den Zeiten* (Kriegsvorträge der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Vortragsreihe „Kunst und Wissenschaft“, Heft 88), Bonn 1943, S. 5. – Ähnlich im Tenor Ludwig Schiedermaier, *Beethoven* (Kriegsvorträge der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Vortragsreihe „Der Kampf um den Rhein“, Heft 41), Bonn 1942.

<sup>56</sup> Schenk, *Johann Strauß* (= *Unsterbliche Tonkunst. Lebens- und Schaffensbilder großer Musiker*, hrsg. von Herbert Gerigk), Potsdam 1940. Dass die jüdischen Namen im Register mit Sternchen gekennzeichnet sind, war in dieser Reihe selbstverständlich. Gerigks Rolle erhellt de Vries, *Sonderstab Musik*; zur Reihe, die zwischen 1936 und 1944 in 15 Bändchen erschien, S. 45, 105. – Potter (wie Anm. 3), S. 187.

<sup>57</sup> Neben Schenk gehörten zum musikwissenschaftlichen Arbeitsstab Werner Danckert (Berlin), Rudolph Gerber (Gießen), Karl Gustav Fellerer (Fribourg), H. Schole (Greifswald), Erich Schumann (Berlin). Vgl. de Vries, S. 57, 81, zur „Hohen Schule“, S. 97–115.

<sup>58</sup> Schenks Korrespondenz mit SS-Obersturmbannführer Wolfram Sievers, dem Geschäftsführer des „Ahnenerbes“, von 1942/43 in Personalakte E. Schenk, Bundesarchiv Berlin (früher Document Center). Dazu im einzelnen Potter (wie Anm. 3), S. 182 f.

unterstellte, um selbst auf das Wiener Ordinariat zu gelangen.<sup>59</sup> Bei der Überprüfung aller Dozenten gelang Schenk vermutlich die Anerkennung als „Minderbelasteter“. Schenk, der im Dritten Reich keinen Zweifel an seiner nationalsozialistischen Überzeugung gelassen hatte, konnte nun darauf verweisen, der Partei nicht angehört zu haben. Er profitierte davon, dass die Überprüfung der „Minderbelasteten“ durch Sonderkommissionen nur in den sog. weltanschaulichen Fächern (Philosophie, Geschichte, deutsche Literaturgeschichte u. a.) nach strengen Kriterien erfolgte.<sup>60</sup> Dagegen wurden Robert Haas und Alfred Orel, wie alle Parteimitglieder, Parteienwärter und während der NS-Zeit Habilitierten, ihrer Posten enthoben. Orel (von den Sowjets 1945 inhaftiert) und Haas erhielten die Lehrbefugnis auch später nicht zurück, so dass Schenk seine Konkurrenten, die er bei der Nachfolge Lachs ausgestochen hatte, an der Universität (sowie in der Leitenden Kommission der Denkmäler der Tonkunst in Österreich) los war. Sie blieben aber in Wien und auf internationalen Tagungen und Kongressen weiter präsent, hielten sich für nicht stärker belastet als Schenk und intrigierten gegen ihn. Anderen Konkurrenten verschaffte Schenk Posten und (Hofrats-)Titel, um sie in Schach zu halten; manche Intimfeinde musste er aushalten, wie Otto Erich Deutsch, der sich als Jude 1939 in England in Sicherheit gebracht hatte und seit 1951 wieder in Wien ansässig war und von dem Schenk meinte, dass er „seinen vorchristlichen Urhass an mir austobt.“<sup>61</sup> So glich – bildlich gesprochen – die Wiener Musikwissenschaft von den Professoren über Assistenten und Mitarbeiter bis hinunter zu den Doktoranden einem Schlangennest, das Schenk zu bändigen suchte, während die anderen in ihm selbst eine Schlange sahen, vor der sie sich hüten mussten, da Schenk das Fach in Österreich monopolisierte und ohne ihn keine Karriere zu machen war.

Österreich betrachtete sich nach 1945 als „erstes Opfer“ Hitler-Deutschlands, das 1938 einer Aggression zum Opfer gefallen sei, gegen die es sich nicht habe wehren können. Die Okkupationstheorie diene dazu, die Übertragung des deutschen Reichs- und Privateigentums auf Österreich durch die Siegermächte zu legitimieren und die Entschädigungsforderungen der nach 1938 Inhaftierten oder zur Emigration gezwungenen Juden sowie der nach Österreich geflüchteten und vertriebenen Volksdeutschen

<sup>59</sup> Vgl. Schenks Brief an Heinrich Husmann (Hamburg), 8.3.1956, Durchschlag in: Korrespondenzakten Kongreß Wien 1956. – Ficker war seit 1927 ao. Prof. für Musikgeschichte in Wien gewesen (zur Pflege des Fachgebiets nach Adlers Emeritierung), seit 1931 o. Prof. in München. Während Ficker schrieb, dass Adlers „wertvolle Bibliothek nach seinem Tode [1941 in Wien] ohne Entschädigung beschlagnahmt und dem von ihm begründeten Seminar zugewiesen“ wurde, nahm Schenk für sich (allein) in Anspruch, Adler „vor der Verschleppung in ein Lager geschützt“ und „dessen Bibliothek vor dem Zugriff der NS-Behörden“ bewahrt zu haben. Vgl. Rudolf v. Ficker, Art. „Guido Adler“, in: *MGG* 1, Kassel 1949, Sp. 85–88; E. Schenk, Selbstbiographie, in: *MGG* 11, Kassel 1963, Sp. 1665 f. Schenks Rechtfertigung folgend (ohne Belege beizubringen) Hilscher, *Denkmalpflege und Musikwissenschaft* (wie Anm. 45), S. 149, 171, 181 f.

<sup>60</sup> Bundesverfassungsgesetz vom 6.2.1947 über die Behandlung der Nationalsozialisten, 3. Verbotsgesetznovelle § 19, 1a (aa). Vgl. *Das Nationalsozialistengesetz [1946]. Das Verbotsgesetz 1947. Die damit zusammenhängenden Spezialgesetze*, hrsg. von Ludwig Viktor Heller, Edwin Loebenstein, Leopold Werner. Wien 1948. – Eine Arbeit über die Wiener Musikwissenschaft vor und nach 1945 fehlt. Die Angaben zur Person Schenks im Themenheft *100 Jahre Musikwissenschaft in Wien*, *ÖMZ* 53 (1998), Heft 10, sind widersprüchlich; vgl. vor allem das Statement von Christoph Wolff (Harvard). – Ohne Berücksichtigung der Musikwissenschaft und unzureichend in der Differenzierung zwischen großdeutschem Ideal und nationalsozialistischer Gesinnung die Beiträge in *Willfähige Wissenschaft. Die Universität Wien 1938–1945* (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik 43), hrsg. von Gernot Heiß [u.a.], Wien 1989.

<sup>61</sup> So Schenk in Reaktion auf Deutschs Rezension seiner Mozart-Biographie im Brief an Erich Valentin (München), 16.12.1955, Durchschlag in: Korrespondenzakten Kongreß Wien 1956. – Vgl. Hans F. Redlich, Art. „O. E. Deutsch“, in: *MGG* 3, 1954, Sp. 259–261.

abzuwehren.<sup>62</sup> Die österreichische Staatsdoktrin wurde für jene Wissenschaftler, die sich, wie Schenk, mit dem NS-Regime eingelassen hatten, seit den frühen fünfziger Jahren zu einer Art Freibrief, um sich der Auseinandersetzung mit ihrer Rolle im Nationalsozialismus zu entziehen.

Neben die Okkupationstheorie trat in der Gründungsphase der Zweiten Republik zur weiteren Abgrenzung von Deutschland die These der „österreichischen Nation“.<sup>63</sup> Vertreten wurde sie vom tonangebenden ‚linkskatholischen‘ Flügel der ÖVP, von den Monarchisten, die auf eine Restauration der Habsburger hofften, und von der Kommunistischen Partei, die diese These schon im Ständestaat entwickelt hatte. Sie alle lehnten die Vorstellung eines gemeinschaftlichen Volkstums von Deutschösterreichern und Reichsdeutschen und die Idee der Kulturnation ab, die das geistige Fundament des Anschlussgedankens in der Ersten Republik gebildet hatte. Das Programm der ÖVP forderte die „zielbewußte Pflege des österreichischen Geistes und schärfste Betonung des eigenständigen österreichischen Kulturgutes und die restlose Durchdringung des Unterrichtes mit österreichischem Gedankengut und Heranbildung der Jugend zu bedingungslosen Österreichern“ sowie „intensivste Arbeit am Aufbau der österreichischen Nation“, „die starkes stolzes österreichisches Staats- und Kulturbewußtsein formen muß.“<sup>64</sup>

Schenk, der noch beim Bonner Beethovenfest 1943 den Komponisten als Sendboten einer Reichsdeutsche und Deutschösterreicher verbindenden „gesamtdutschen Kultur“ in Anspruch genommen und sich immer zur deutschen Kulturnation bekannt hatte, verwandelte nun sein großdeutsches Bekenntnis in ein kleinösterreichisches. Er gehörte zu den wenigen Wissenschaftlern, die sich die These der „österreichischen Nation“ zu eigen machten, die er zudem in die Geschichte der Habsburgermonarchie zurückprojizierte.<sup>65</sup> Keine Frage: Das energische Bekenntnis zur Staatsräson der Zweiten Republik sollte seine Karriere genauso fördern wie zuvor sein Bekenntnis zur NS-Weltanschauung.

Schenks Selbstverständnis nach 1945 mögen vier Beispiele belegen.

1. Auf der „feierlichen Jahressitzung“ der Akademie der Wissenschaften im Jahre 1949 sprach er über „Das historische Gefüge des musikalischen Kunstwerkes“.<sup>66</sup> Der Vortrag

<sup>62</sup> Vgl. Matthias Pape, „Die völkerrechtlichen und historischen Argumente bei der Abgrenzung Österreichs von Deutschland nach 1945“, in: *Der Staat* 37 (1998), S. 287–313. – Gerhard Botz, „Österreich und die NS-Vergangenheit. Verdrängung, Pflichterfüllung, Geschichtsklitterung“, in: *Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zu Historisierung und Historikerstreit*, hrsg. von Dan Diner, Frankfurt a. M. 1987 [u. ö.], S. 141–152, 276–279.

<sup>63</sup> Zum Konstruktivismus dieser Nationsidee Fritz Fellner, „Das Problem der österreichischen Nation nach 1945“, in: *Die Rolle der Nation in der deutschen Geschichte und Gegenwart*, hrsg. von Otto Büsch u. James J. Sheehan (= Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 50), Berlin 1985, S. 193–220. – Verlängerung der „Nation Österreich“ in die Habsburgermonarchie bei Ernst Bruckmüller, *Nation Österreich. Sozialhistorische Aspekte ihrer Entwicklung* (Studien zu Politik und Verwaltung 4), Wien 1984, 2. erg. u. erw. Aufl. 1996. – Gerald Stourzh, *Vom Reich zur Republik. Studien zum Österreichbewußtsein im 20. Jahrhundert*, Wien 1990.

<sup>64</sup> So die „Programmatischen Leitsätze“ der ÖVP, Juni 1945, in: *Österreichische Parteiprogramme* (wie Anm. 41), S. 376–379.

<sup>65</sup> So bereits früh Schenk, *950 Jahre Musik in Österreich* (= Bellaria-Bücherei 4), Wien 1946, hier etwa S. 55 über die böhmischen Musiker am Mannheimer Hof. – Ders., *Kleine Wiener Musikgeschichte*, Wien 1947, S. 103.

<sup>66</sup> Schenk, „Das historische Gefüge des musikalischen Kunstwerkes“, in: *Österreichische Akademie der Wissenschaften. Almanach* 99 (1949), S. 170–189 (hiernach zit.), wieder in: ders., *Ausgewählte Aufsätze, Reden und Vorträge* (= Wiener musikwissenschaftliche Beiträge 7), Graz, 1967, S. 28–36.

enthält Programmatisches zu Schenks Erkenntnistheorie. Schenk wollte die formale Gestaltanalyse des Kunstwerks, wie sie die Riemann-Schule betrieb, mit einer exakten Analyse der musikalischen „Inhaltsqualitäten“ verbinden, die „unter der Klangoberfläche“ wirken. Ihm lag an der Inhaltsdeutung des musikalischen Kunstwerks unter Berücksichtigung der Stilkritik, wie sie Adler entwickelt hatte. Doch hatte die Stilkritik seiner Ansicht nach nur die äußere Erscheinungsform des Kunstwerks, seine Klangoberfläche vor Augen. Der Deutung des Inhalts von Musik wollte er über die Entschlüsselung des „Sprachcharakters“ der Musik näherkommen. Er knüpfte damit an die von Arnold Schering eingeführte Symbolforschung an, die jedoch wegen Scherings überzogener literarischer Deutungen (der Werke Beethovens) wissenschaftlich in Verruf geraten war.

Schenk ging von der Annahme aus, dass seit dem 16. Jahrhundert bestimmte Tonsymbole ganz bestimmte und immer gleiche Vorstellungen der realen und unrealen Wirklichkeit umschreiben. Diesen Tonsymbolen eignet nach Schenk ein „objektiver Verbindlichkeitscharakter wie dem gesprochenen Wort.“<sup>67</sup> Zum Vorbild wurde ihm die von dem Bonner Germanisten Leo Weisgerber entwickelte Hermeneutik und ihre Lehre von der Aussagekunst der Sprache, wonach jede Kunst „nicht nur Trägerin von Stimmungsgehalten ist, sondern auch ganz bestimmtes Begriffliches auszusagen vermag.“<sup>68</sup> Durch die Tonsymbolforschung war nach Schenk „ein objektiv überprüfbarer Ansatz für die Lösung sowohl des Inhalts- wie des Wertproblems [in der Musik] gegeben.“<sup>69</sup> Er sah darin einen Beitrag zur Wertphilosophie. Auffällig ist der Rationalismus, mit dem Schenk das Kunstwerk erklären wollte.

Dieser methodische Ansatz erklärt, warum Schenk die musikalische Moderne seit Schönberg ablehnte, die mit der Tradition der Tonsymbolik gebrochen und „sich einem von jedem Menschlichen gelösten Konstruktivismus verschrieben“ habe.<sup>70</sup> Dass die Komponisten der Zweiten Wiener Schule noch im Spannungsfeld zwischen Symboldenken und struktureller Absoluteit standen (wie Alban Berg mit seinem *Violinkonzert*) hat Schenk nicht erkannt. Er beklagte auch für die Musik den „Verlust der Mitte“, womit Hans Sedlmayr den Stab über die moderne Kunst gebrochen hatte.<sup>71</sup> Schenks Auffassung vom „Sprachcharakter“ der Musik<sup>72</sup> erklärt auch seine Affinität zur marxistischen Musiktheorie, die diese Fragen in den Mittelpunkt des Forschens stellte. Ernst Hermann Meyer, Georg Knepler und Harry Goldschmidt, die maßgeblichen marxistischen Musikforscher in der DDR, haben immerzu nach dem objektiven Gehalt der Musik gesucht.

<sup>67</sup> Ebd.

<sup>68</sup> So Schenk in der Begrüßungsansprache bei Eröffnung des *Beethoven-Symposion[s] Wien 1970. Bericht* (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philos.-hist. Klasse, Sitzungsberichte, Bd. 271; Veröffentlichungen der Kommission für Musikforschung, Heft 12), Wien 1971, S. 16–20, hier S. 18 f.

<sup>69</sup> Schenk, „Das historische Gefüge“ (wie Anm. 66), S. 178.

<sup>70</sup> Ebd., S. 182.

<sup>71</sup> Ebd. – Vgl. Hans Sedlmayr, *Verlust der Mitte. Die bildende Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts als Symptom und Symbol der Zeit*, Salzburg 1948 (<sup>10</sup>1983). Das Buch löste in Deutschland und Österreich eine lebhafte Diskussion aus.

<sup>72</sup> Dem Thema ist gewidmet *De Ratione in Musica. Festschrift Erich Schenk zum 5. Mai 1972*, hrsg. von Theophil Antonicek, Rudolf Flotzinger u. Othmar Wessely, Kassel usw. 1975.

2. Anlässlich der Übernahme des Rektorats im Studienjahr 1957/58 hielt Schenk seine Antrittsrede vor den Spitzen von Staat und Gesellschaft über „Musikwissenschaft als kulturpolitischer Auftrag“.<sup>73</sup> Nach einem geschichtlichen Überblick über die Entwicklung des Fachs betonte er den kulturpolitischen Auftrag „der Menschenformung durch Kunst.“ Das war eine Forderung, die er unter anderen politischen Vorzeichen bereits vor und nach 1933 erhoben, die aber in der Zweiten Republik eine Umwertung erfahren hatte. Österreich habe, „seiner autonomen [!] Stellung als Musikland entsprechend, einen Reichtum von tonkünstlerischer Überlieferung aus mindestens sechs Jahrhunderten aufzuzeigen, wie kaum ein anderes Land der Welt.“ Daraus ergäben sich Verpflichtungen, die auch „die Klärung und Sicherung des Begriffes Nation“ erfordere.

Schenk erteilte der „Gleichstellung der Begriffe Sprachgemeinschaft und Kulturgemeinschaft im Sinne Herders“ eine Absage. Träfe diese Gleichstellung zu, „so gäbe es keine österreichische Musik. Denn ihre ragendsten Repräsentanten waren zum weitaus überwiegenden Teil keine Kinder Österreichs, ja nicht einmal deutscher Zunge.“ Dennoch gehörten sie nach Schenk zur Musikgeschichte Österreichs. Entscheidend sei das Bekenntnis der Komponisten zu Österreich, wie bei Beethoven und Brahms, für welche die „formende Kraft des neuen Vaterlandes letztlich entscheidender [gewesen sei] als das Milieu ihrer Herkunft.“ Dahinter stand die Vorstellung von der Nation als Willensgemeinschaft im Sinne der französischen Staatsnation. Schenk ließ die Verbundenheit des neutralen Kleinstaats mit dem deutschen Kulturraum unerwähnt und betonte statt dessen den Traditionszusammenhang mit dem national vielgestaltigen Erbe der Habsburgermonarchie seit dem 15. Jahrhundert samt den Einflüssen aus dem ungarischen, slawischen und italienischen Kulturraum. Das entsprach der unter dem Eindruck der tiefen Zäsur der Jahre 1938–1945 gewandelten Perspektive eines Teils der österreichischen Historiker (Hugo Hantsch, Alphons Lhotsky, Heinrich Benedikt, Friedrich Engel-Janosi, Friedrich Heer und ihres Schülerkreises) und des ‚linkskatholischen‘ Lagers, das sein Sprachrohr in der Wochenzeitung „Die österreichische Furche“ hatte, und war, zumindest äußerlich, ein radikaler Bruch mit dem Geschichtsbild, zu dem sich Schenk bis 1945 bekannt hatte.

Die Frage nach dem „Österreichischen“ in der Kunst, Musik und Literatur, nach der Eigenständigkeit Österreichs außerhalb der deutschen Geschichte und Kultur und nach den (angeblichen) Konstanten in der (Musik-)Geschichte von der Monarchie bis in die Republik ist Teil des nationalgeschichtlichen Diskurses und parteipolitischen Streits in

<sup>73</sup> Schenk, *Musikwissenschaft als kulturpolitischer Auftrag. Inaugurationsrede gehalten am 9. Dezember 1957 als Rektor der Universität Wien*, Wien 1958. Wieder in: ders., *Ausgewählte Aufsätze* (wie Anm. 66), S. 114–125. Schlusskapitel auch in: *Österreich in Geschichte und Literatur* 2 (1958), S. 109–111.

<sup>74</sup> Vgl. den Rückblick auf die Diskussion seit 1918 in der Einleitung zur *Musikgeschichte Österreichs*, im Auftrag der österreichischen Gesellschaft für Musikwissenschaft hrsg. von Rudolf Flotzinger u. Gernot Gruber, Bd. 1, Graz 1977, S. 17–28. – Die zunehmende Eigenständigkeit der österreichischen Musikgeschichte außerhalb der deutschen betont Rudolf Flotzinger, *Geschichte der Musik in Österreich*, Graz 1988, Nachwort. – Ders., „Europas Musikgeschichte: Österreich“, in: *Europas Musikgeschichte. Grenzen und Öffnungen, Vorträge des Europäischen Musikfestes Stuttgart 1993* (= Schriftenreihe der Internationalen Bachakademie Stuttgart 7), Kassel 1997, S. 100–119. – Dazu von Seiten der Geschichtswissenschaft Gerald Stourzh „Der Umfang der österreichischen Geschichte“, in: *Probleme der Geschichte Österreichs und ihrer Darstellung*, hrsg. von Herwig Wolfram u. Walter Pohl (= Veröffentlichungen der Kommission für die Geschichte Österreichs 18), Wien 1991, S. 3–27. – *Österreichische Nationalgeschichte nach 1945. Die Spiegel der Erinnerung: Die Sicht von innen*, Bd. 1, hrsg. von Robert Kriechbaumer, Wien, Köln, Weimar 1998, hier bes. Teil IV: „Was heißt Österreich? Zu Genesis und Ausprägung des Österreichbewußtseins.“



Österreich, der von deutschen Musikforschern kaum wahrgenommen wird.<sup>74</sup> Auf der Linie der gesuchten nationalen Eigenständigkeit, aber auch des angestrebten fachlichen und moralischen Neuanfangs der jungen Generation lag 1973 die von Schenks Schülern Rudolf Flotzinger und Theophil Antonicek betriebene Gründung der (international wenig beachteten) *Österreichischen Gesellschaft für Musikwissenschaft*, wobei diese ihren Lehrer trotz seiner politischen Vergangenheit und seiner (oft brutalen) Verschlagenheit, die sie das Fürchten gelehrt hatte, zum Vorsitzenden wählen ließen, nur um einer Verhinderung der Gründung oder Behinderung der Arbeit der Gesellschaft durch den nach wie vor einflussreichen Emeritus zu entgehen.<sup>75</sup>

3. Aus Anlass des 200. Geburtstages von Mozart veranstaltete Schenk in Zusammenarbeit mit der Akademie der Wissenschaften im Jahr 1956 einen internationalen musikwissenschaftlichen Kongress in Wien. Das Jubiläum war für das offizielle Österreich und für Schenk ein Jahr nach Unterzeichnung des österreichischen Staatsvertrags und der Wiedergewinnung der Souveränität Anlass, Mozart als großen österreichischen Komponisten zu würdigen und ihn aus dem Kontext der (süd-)deutschen Musikgeschichte zu lösen.

Schenk war der erste Kongressorganisator im nichtkommunistischen Ausland, der die Entsendung einer offiziellen „Delegation“ aus der DDR zuließ und die DDR wie eine eigene Nation behandelte, obwohl sie sich unter Walter Ulbricht zur „Einheit der Nation“ bekannte und erst Erich Honecker auf dem VIII. Parteitag der SED 1971 die These einer „sozialistischen Nation“ in der DDR konstruierte.<sup>76</sup> Schenks Verhalten beruhte auf der Vorstellung der Kongruenz von Staat und Nation. Österreich und die DDR sah er in der gleichen Frontstellung gegenüber der Idee der deutschen Kulturnation, die jedoch in beiden Teilen Deutschlands weiterlebte. Schenk kam, ob gewollt oder ungewollt, den Bemühungen der SED entgegen, die Anerkennung der DDR als eigenen Staat bei internationalen Tagungen durchzusetzen<sup>77</sup> und die Musikforschung der DDR aus der immer noch gesamtdeutschen Organisation des Fachs herauszulösen, wodurch die verächtlich „bürgerlich“ genannten Forscher (die der Partei nicht angehörten) ihren wichtigsten Rückhalt gegenüber der von der SED monopolisierten Forschung verloren.<sup>78</sup>

Schenk gefiel sich, wie nicht wenige Österreicher nach Unterzeichnung des Staatsvertrags, in der Rolle des Brückenbauers zwischen Ost und West. Er berief sich auf die

<sup>75</sup> Vgl. *ÖMZ* 28 (1973), S. 589f.; 29 (1974), S. 89. – Erst nach Schenks Tod konnten die meisten der emigrierten Musikwissenschaftler zu Ehrenmitgliedern der Gesellschaft ernannt werden.

<sup>76</sup> Vgl. Ulrich Neuhäuser-Wespy, „Nation neuen Typs. Zur Konstruktion einer sozialistischen Nation in der DDR“, in: *Deutsche Studien* 13 (1975) S. 357–365. – Ilko-Sascha Kowalczyk, *Legitimation eines neuen Staates. Parteiarbeiter an der historischen Front. Geschichtswissenschaft in der SBZ/DDR 1945 bis 1961* (= Forschungen zur DDR-Gesellschaft), Berlin 1997, S. 332–341.

<sup>77</sup> Zum Eklat, den der Auftritt der Delegation aus der DDR vor dem von Schenk eingeladenen diplomatischen Corps auslöste, Matthias Pape, „Mozart und der Kalte Krieg. Die Entsendung einer DDR-Delegation‘ zum internationalen musikwissenschaftlichen Kongress in Wien 1956“, in: *Deutschland Archiv* 31 (1998), S. 760–772. – Vgl. die Grußworte der Delegationen im *Bericht über den Internationalen musikwissenschaftlichen Kongress Wien – Mozartjahr 1956*, hrsg. von Erich Schenk (= Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Österreich), Graz, Köln 1958.

<sup>78</sup> Vgl. Rudolf Ellers Einleitung in: *Einheit und Spaltung der Gesellschaft für Musikforschung. Zur Wissenschaftsgeschichte im geteilten Deutschland. Eine Dokumentation*, hrsg. von der Gesellschaft für Musikforschung, Kassel 1993, S. 6–12.

„Sendung“ Österreichs als „bewährter Verständigungsraum zwischen den Völkern und Kulturen Europas“ und „der Welt.“ Der Topos von der „traditionellen Mittlerrolle Österreichs zwischen Ost und West auf der höheren Ebene des gelehrten Gesprächs“<sup>79</sup> war seit Unterzeichnung des Staatsvertrags gang und gäbe und knüpfte an ältere Vorstellungen von der „Mission“ der Habsburgermonarchie für die Völker des Donauraumes an. Schenk stellte 1956 in einem programmatischen Aufsatz über „Die österreichische Barockmusik als Ausdruck europäischer Kultursynthese“ die Rolle des Landes „als Begegnungs- und Verständigungsraum der großen europäischen Völkerfamilien“ heraus.<sup>80</sup>

4. Schenk hat beim Neudruck seiner Aufsätze 1967 die Arbeiten von 1941/43 nicht nur stilistisch retouchiert, wie er im Vorwort schrieb, sondern auch inhaltlich gereinigt, so dass seine Übereinstimmung mit der NS-Ideologie nicht mehr zu erkennen war.<sup>81</sup> Das entsprach der Verdrängung seiner Vergangenheit.

Ein Lebenskreis schloss sich für Schenk, als ihm die Rostocker Philosophische Fakultät 1969 die Ehrendoktorwürde verlieh. Aus Anlass der 550-Jahrfeier der Universität wurden alle Fachbereiche aufgefordert, Vorschläge für die bei solchen Anlässen in der DDR übliche Massenpromotion zu unterbreiten. Rudolf Eller, seit 1952 (kommissarischer) Leiter, später Ordinarius des Rostocker Musikwissenschaftlichen Instituts, der als „Bürgerlicher“ vergeblich versucht hatte, die vom SED-Regime 1968 erzwungene Spaltung der gesamtdeutschen Gesellschaft für Musikforschung abzuwenden,<sup>82</sup> konnte nur Schenk vorschlagen,<sup>83</sup> da dessen Nachfolger Walter Gerstenberg 1948 einem Ruf an die FU Berlin gefolgt, also zum „Klassenfeind“ übergelaufen war; Wissenschaftler aus neutralen Staaten waren dem SED-Regime besonders willkommen. Eller wies in seiner Begründung darauf hin, dass Schenk den Auftritt einer DDR-„Delegation“ 1956 in Wien ermöglicht und ihm dies den Protest des westdeutschen Botschafters eingetragen habe.<sup>84</sup>

Die Hauptabteilung Internationale Beziehungen im Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen brachte nach Konsultation weiterer Musikwissenschaftler der DDR den von Gurlitt promovierten Musikethnologen und Leiter des Musikhistorischen Muse-

<sup>79</sup> Othmar Wessely, „Die österreichische Musikforschung nach dem Zweiten Weltkrieg“, in: *AML* 29 (1957), S. 111–119, hier S. 119.

<sup>80</sup> In: *Österreich und die Welt*, Wien 1956, S. 21–23. Wieder in: Schenk, *Ausgewählte Aufsätze*, S. 41–44; Schenk spricht hier von der „österreichischen Tonkunst“, „die in Sternstunden autonomer Entwicklung der österreichischen Nation entsproß“. – Auch Bernhard Paumgartner betonte den „höheren“, „überpolitischen Sinn der österreichischen Mission“, so in: „Die Wirklichkeit österreichischer Musik im europäischen Raum“, in: ders., *Vorträge und Essays* (= Schriftenreihe der Internationalen Stiftung Mozarteum 5; zugleich Bd. 6 der Publikationen des Instituts für Musikwissenschaft der Universität Salzburg), Kassel 1972, S. 21–29, hier S. 29.

<sup>81</sup> Schenk, *Ausgewählte Aufsätze* (wie Anm. 66).

<sup>82</sup> Vgl. Ellers Einleitung (wie Anm. 78). Dazu nun eingehend Klingbergs Rostocker Dissertation, die gegen Widerstände von SED-Parteikadern in der Fakultät durchgesetzt werden musste: Lars Klingberg, *Politisch fest in unseren Händen. Musikalische und musikwissenschaftliche Gesellschaften in der DDR. Dokumente und Analysen* (= Musiksoziologie 3), Kassel 1997. Zum weiteren Hintergrund die Gruß- und Eröffnungsworte in: „Rudolf Eller zum Achtzigsten. Ehrenkolloquium zum 80. Geburtstag von Prof. em. Dr. Rudolf Eller am 9. Mai 1994“, hrsg. von Karl Heller u. Andreas Waczkat, Rostock 1994.

<sup>83</sup> Vgl. Ellers Vorschlag an die Philosophische Fakultät, Rostock, 28.10.1968, UA, Personalakte E. Schenk.

<sup>84</sup> Die Recherchen, die Eller über Schenks Verhalten in Rostock nach 1933 angestellt hatte, ergaben keine Hinweise für eine nazistische Einstellung. Auch die Absichten, die Schenk mit der Einladung der DDR-Delegation 1956 verfolgt hatte, waren Eller verborgen geblieben. Mitteilung von Prof. Dr. Eller an den Verf. (11.6.1997).

ums in Stockholm Ernst Emsheimer in Vorschlag, der 1932 von Deutschland in die Sowjetunion emigriert war. Die Entscheidung blieb aber der Universität Rostock überlassen, gegen Schenk bestünden keine Bedenken: „Politisch ist er ein strikter Gegner der engen Bindungen Österreichs an Westdeutschland und hat sich der DDR gegenüber stets loyal verhalten. Er ist strenger Katholik mit sehr engen Bindungen zum Vatikan.“<sup>85</sup> Tatsächlich war Schenk in den fünfziger Jahren konvertiert. Dadurch fügte er sich – unabhängig von den Motiven, die wir nicht kennen, – in das von der katholischen Kirche geprägte restaurative Klima Österreichs der fünfziger Jahre und der Verfilzung des Cartellverbands (CV) der Österreichischen Katholischen Hochschüler-schaft mit allen von der ÖVP dominierten Bereichen in Staat, Bürokratie und Universität ein, was bei der SPÖ die Sorge vor einem Wiederaufleben des ständestaatlichen Klerikalismus auslöste. Es ist eine Ironie der Geschichte, dass Schenk trotz seiner weltanschaulichen Bekenntnisse vor 1945, die ihn, wären sie bekannt gewesen, in der DDR als lupenreinen „Faschisten“ ausgewiesen hätten, vom sozialistischen deutschen Teilstaat ausgezeichnet wurde.<sup>86</sup>

Am Ende bleibt als vorherrschender Eindruck, dass Schenk zeitlebens die Gelegenheit gesucht hat, sich vor einer breiten Öffentlichkeit zur gesellschaftlich-politischen Bedeutung von Musik und Musikforschung zu äußern. Seine Vorträge und Schriften zeigen ihn stets in Übereinstimmung mit den Zeittendenzen: vor 1933 mit dem großdeutschen Gedanken, nach 1933 mit der NS-Weltanschauung und nach 1945 mit der Staatsräson der Zweiten Republik in Österreich. Alle diese nationalpolitischen Bekenntnisse hätte Schenk – zumal im Dritten Reich als etablierter Ordinarius – nicht ablegen müssen. Dieses Verhalten entsprach aber seinem Selbstverständnis, in dem sich das Geltungsbedürfnis einer durch die politischen Zeitumstände vielfach gebrochenen Gelehrten-existenz widerspiegelt.

<sup>85</sup> Abschrift des Briefs des Ministerrats der DDR, Ministerium für Hoch- und Fachhochschulwesen, Hauptabt. Internationale Beziehungen an der Universität Rostock, Direktorat für Internationale Beziehungen, Berlin, 18.3.1969. UA, Personalakte E. Schenk.

<sup>86</sup> Gleichzeitig mit der Rostocker erhielt Schenk die Ehrendoktorwürde der Brünner Philosophischen Fakultät, die ihm Jan Racek vermittelt hatte, dem es wohl auch, wie Eller, darum ging, sein Institut aufzuwerten.